

Der Eröffnungsvortrag von Joseph Kardinal Ratzinger beim VIII. internationalen Kirchenmusikkongress Rom, 1985, in dem viel Nachdenkenswertes enthalten ist, hat aber auch kritische Stimmen herausgefordert. Damit sich unsere Leser ein eigenes Urteil bilden können, veröffentlichen wir hier den ungekürzten Text dieses Vortrags, der in MUSICA SAKRA Heft 1, 1986 erschienen ist.

LITURGIE UND KIRCHENMUSIK

Eröffnungsvortrag beim VIII. Internationalen Kirchenmusikkongress, Rom, 1985

von Joseph Kardinal Ratzinger

Liturgie und Musik sind von Anfang an einander verschwistert gewesen. Wo der Mensch Gott lobt, reicht das bloße Wort nicht aus. Rede mit Gott überschreitet die Grenzen menschlichen Sprechens. Sie hat darum von ihrem Wesen her allerorten die Musik zu Hilfe gerufen, das Singen und die Stimmen der Schöpfung im Klang der Instrumente. Denn zum Gotteslob gehört der Mensch nicht allein. Gottesdienst ist einstimmen in das, wovon alle Dinge reden.

So eng von ihrem Wesen her Liturgie und Musik einander verbunden sind, so schwierig ist ihr Verhältnis auch immer wieder gewesen, vor allem in den Wendezeiten von Geschichte und Kultur. Es kann darum nicht wundernehmen, daß auch heute wieder die Frage nach der rechten Gestalt der Musik im Gottesdienst strittig geworden ist. In den Disputen des Konzils und unmittelbar danach schien es sich dabei lediglich um den Gegensatz zwischen pastoralen Praktikern auf der einen Seite und Kirchenmusikern auf der anderen zu handeln, die sich einer bloßen pastoralen Zweckmäßigkeit nicht einordnen lassen wollen, sondern die innere Würdigkeit der Musik als einen pastoralen und liturgischen Maßstab eigenen Ranges zur Geltung zu bringen versuchten. Der Streit schien sich also im wesentlichen nur auf der Ebene der Anwendung zu bewegen. Inzwischen aber geht der Riß tiefer. Die zweite Welle der liturgischen Reform treibt die Fragen bis zu den Grundlagen selbst voran. Hier geht es um das Wesen gottesdienstlichen Handelns als solchem, um seine anthropologischen und theologischen Grundlagen. Der Streit um die Kirchenmusik wird symptomatisch für die tiefere Frage, was Gottesdienst sei.

1. Das Konzil überholen? Eine neue Konzeption von Liturgie

Die neue Phase liturgischen Reformwillens sieht ihre Grundlage ausdrücklich nicht mehr in den Worten des Zweiten Vatikanischen Konzils, sondern in seinem „Geist“. Ich benütze hier als symptomatischen Text den kenntnisreichen und klar konzipierten Artikel über Gesang und Musik in der Kirche im *Nuovo Dizionario di Liturgia*. Hier wird keineswegs der hohe künstlerische Rang des Gregorianischen Choralen oder der klassischen Polyphonie bestritten. Es geht auch nicht einmal darum, gemeindliche Aktivität gegen elitäre Kunst auszuspielen. Auch die Absage an eine historistische Erstarrung, die nur noch das Vergangene kopiert und damit ohne Gegenwart und ohne Zukunft bleibt, ist nicht der wirkliche Fragepunkt. Es geht vielmehr um ein neues Grundverständnis von Liturgie, mit dem man das Konzil überholen will, dessen Liturgische Konstitution zwei Seelen in sich trage.

Versuchen wir kurz, diese Konzeption in ihren Grundzügen kennenzulernen. Der Ausgangspunkt der Liturgie, so wird uns gesagt, liege in der Versammlung von zweien oder dreien, die im Namen Christi beieinander sind. Dieser Verweis auf die Verheißung des Herrenwortes von Mt 16,20 klingt beim ersten Zuhören harmlos und traditionell. Er erhält aber revolutionären Schwung durch die Isolierung dieses einen biblischen Textes und seine Kontrastierung gegenüber der ganzen liturgischen Tradition. Denn die zwei oder drei werden nun als Gegensatz hingestellt zu einer Institution mit institutionellen Rollen und zu jedem „kodifizierten Programm“. So bedeutet diese Definition: Nicht die Kirche geht der Gruppe voran, sondern die Gruppe der Kirche. Nicht die Kirche als gesamtheitliche Größe trägt die Liturgie der einzelnen Gruppe oder Gemeinde, sondern die Gruppe ist selbst der jeweilige Entstehungsort der Liturgie. Liturgie erwächst daher auch nicht aus einer gemeinsamen Vorgabe, einem „Ritus“ (der nun als „kodifiziertes Programm“ zum Negativbild der Unfreiheit wird); sie entsteht an Ort und Stelle aus der Kreativität der Versammelten. Das Sakrament der Priesterweihe stellt sich in solcher Soziologensprache als institutionelle Rolle dar, die sich ein Monopol geschaffen hat und vermittels der Institution (= Kirche) die ursprüngliche Einheit und Gemeinsamkeit der Gruppe auflöst. In dieser Konstellation sei dann die Musik, so wird uns gesagt, ebenso wie das Latein zu einer Sprache der Eingeweihten geworden, „zur Sprache einer anderen Kirche, nämlich der Institution und ihres Klerus“.

Die Isolierung von Mt 16,20 gegenüber der gesamten biblischen und kirchlichen Tradition des gemeinsamen Betens der Kirche zeitigt hier, wie man sieht, weitgehende Folgerungen: Aus der Verheißung des Herrn an die Betenden aller Orte wird die Dogmatisierung der autonomen Gruppe. Die Gemeinsamkeit des Betens ist zu einem Egalitarismus gesteigert, für den die Entfaltung des

geistlichen Amtes das Auftreten einer anderen Kirche bedeutet. Jede Vorgabe aus dem Ganzen heraus ist bei solcher Sicht eine Fessel, gegen die man sich um der Neuheit und Freiheit der liturgischen Feier willen zur Wehr setzen muß. Nicht Gehorsam gegenüber einem Ganzen, sondern Kreativität des Augenblicks wird zur bestimmenden Form.

Es ist offenkundig, daß hier mit der Übernahme der soziologischen Sprache auch eine Übernahme von Wertungen vor sich gegangen ist; das Wertgefüge, das die soziologische Sprache geformt hat, baut eine neue Sicht von Geschichte und Gegenwart, negativ und positiv. So erscheinen nun herkömmliche (übrigens auch konziliare!) Begriffe wie das Wort vom „Schatz der musica sacra“, von der „Orgel als Königin der Instrumente“ und von der „Universalität des Gregorianischen Chorals“ als „Mystifizierungen“ zum Zweck, „eine bestimmte Form von Macht zu konservieren.“ Eine gewisse Verwaltung der Macht (so wird uns gesagt) fühle sich bedroht von den kulturellen Verwandlungsprozessen und reagiere, indem sie ihr Streben nach Selbsterhaltung als Liebe zur Tradition maskiere. Gregorianischer Choral und Palestrina seien Schutzgottheiten eines mythisierten alten Repertoires, Bestandteile einer katholischen Gegenkultur, die sich darin auf remythisierte und supersakralisierte Archetypen stütze, wie es denn überhaupt in der geschichtlichen Liturgie der Kirche mehr um die Repräsentation einer Kultbürokratie gehe als um die singende Aktivität des Volkes. Der Inhalt des Motuproprio Pius' X. über die Kirchenmusik endlich wird als eine „kulturell kurzsichtige und theologisch nichtige Ideologie sakraler Musik“ bezeichnet. Hier ist nun freilich nicht nur Soziologismus am Werk, sondern auch eine totale Lostrennung des Neuen Testaments von der Geschichte der Kirche, die sich mit einer Verfallstheorie verbindet, wie sie für manche Aufklärungssituationen kennzeichnend ist: Nur in den jesuanischen Uranfängen liegt das Reine; die ganze übrige Geschichte erscheint als ein „musikalisches Abenteuer mit desorientierten und verfehlten Erfahrungen“, die man nun „zum Ende bringen muß“, um endlich wieder das Richtige zu beginnen.

Wie aber sieht nun dies Neue und Bessere aus? Die leitenden Konzepte sind vorhin schon andeutungsweise angeklungen; wir müssen jetzt auf ihre nähere Konkretisierung achten. Zwei Grundwerte werden deutlich formuliert. Der „primäre Wert“ einer erneuerten Liturgie sei, so wird uns gesagt, „das Agieren aller Personen in Fülle und in Authentizität“. Kirchenmusik bedeutet demgemäß in erster Linie dies, daß das „Volk Gottes“ seine Identität singend darstellt. Damit ist auch schon der zweite Wertentscheid angesprochen, der hier wirksam ist: Musik erweist sich als Kraft, die den Zusammenhalt der Gruppe bewirkt; die vertrauten Gesänge seien gleichsam die Kennmarke einer Gemeinschaft. Von da aus ergeben sich dann die Hauptkategorien musikalischer Gestaltung des Gottesdienstes: das Projekt, das Programm, die Animation, die Regie. Wichtiger

als das Was (so wird uns gesagt) sei das Wie. Feiernkönnen sei vor allem „Machenkönnen“; Musik müsse vor allem „gemacht“ werden... Um nicht ungerecht zu sein, muß ich anfügen, daß durchaus Verständnis für unterschiedliche kulturelle Situationen gezeigt wird und offener Raum auch für die Übernahme historischen Gutes bleibt. Und über allem wird der österliche Charakter der christlichen Liturgie unterstrichen, deren Singen nicht nur die Identität des Gottesvolkes darstelle, sondern auch Rechenschaft von der Hoffnung ablegen und allen das Antlitz des Vaters Jesu Christi verkündigen solle.

So bleiben Elemente der Kontinuität im großen Bruch bestehen, die das Gespräch ermöglichen und Hoffnung geben, daß sich die Einheit im Grundverständnis der Liturgie wieder finden läßt, die durch die Ableitung der Liturgie von der Gruppe statt von der Kirche allerdings zu entschwinden droht – nicht nur theoretisch, sondern in der konkreten gottesdienstlichen Praxis. Ich würde von alledem nicht so ausführlich reden, wenn ich dächte, daß solche Ideen nur vereinzelt Theoretikern zuzuschreiben wären. Obwohl unbestritten ist, daß sie sich auf den Text des Zweiten Vatikanums nicht stützen können, hat sich in so manchen liturgischen Büros und ihren Organen die Meinung durchsetzen können, daß der Geist des Konzils in diese Richtung weise. Eine nur allzu verbreitete Meinung geht im Sinn des eben Beschriebenen heute dahin, daß sogenannte Kreativität, das Agieren aller Anwesenden und die Beziehung auf eine sich gegenseitig kennende und ansprechende Gruppe die eigentlichen Kategorien des konziliaren Liturgieverständnisses seien. Nicht nur Kapläne, mitunter sogar Bischöfe haben das Gefühl, sie seien dem Konzil nicht treu geblieben, wenn sie alles so beten, wie es im Missale steht; mindestens *eine* „kreative“ Formel muß einfließen, mag sie noch so banal sein. Und die bürgerliche Begrüßung der Anwesenden, möglichst auch die freundlichen Wünsche zum Abschied, sind bereits zu einem obligatorischen Bestandteil der heiligen Handlung geworden, dem sich kaum jemand zu entziehen wagt.

2. Der philosophische Grund des Konzepts und seine Fraglichkeiten

Mit alledem ist aber der Kern des Wertwandels noch nicht berührt. Alles Bisherige folgt aus der Vorordnung der Gruppe vor der Kirche. Warum aber dies? Der Grund liegt darin, daß Kirche unter den Allgemeinbegriff „Institution“ eingeordnet wird und daß Institution bei dem hier übernommenen Typus von Soziologie negative Wertqualität in sich trägt. Sie verkörpert Macht, und Macht gilt als Gegensatz zu Freiheit. Da Glaube („Nachfolge Jesu“) als positiver Wert

gefaßt ist, muß er auf der Seite der Freiheit stehen und daher seinem Wesen nach auch antiinstitutionell sein. Demgemäß darf auch Gottesdienst nicht Stütze oder Bestandteil einer Institution sein, sondern muß eine Gegenkraft bilden, die dazu hilft, die Mächtigen vom Thron zu stürzen. Die österliche Hoffnung, von der die Liturgie Zeugnis ablegen soll, kann bei solchem Ausgangspunkt recht irdisch werden. Sie wird zur Hoffnung auf die Überwindung der Institutionen und sie wird selbst Mittel im Kampf gegen die Macht. Wer etwa die Missa Nicaraguensis auch nur in ihren Texten liest, kann einen Eindruck von dieser Verschiebung der Hoffnung und von dem neuen Realismus gewinnen, den hier Liturgie als Instrument einer militanten Verheißung erhält. Er sieht auch, welche Bedeutung in der Tat Musik in der neuen Konzeption zuwächst. Die aufrüttelnde Kraft der revolutionären Gesänge teilt eine Begeisterung und eine Überzeugung mit, die aus einer bloßen Redeliturgie nicht kommen könnte. Hier gibt es keine Gegnerschaft mehr zu liturgischer Musik; sie hat eine neue unersetzliche Rolle erhalten im Wecken der irrationalen Kräfte und des gemeinschaftlichen Elans, auf den das Ganze abzielt. Sie ist aber zugleich Bewußtseinsbildung, weil das Gesungene sich nach und nach dem Geist viel wirksamer mitteilt als das nur Gesprochene und Gedachte. Übrigens wird hier auf dem Weg über die Gruppenliturgie dann doch wieder mit voller Absicht die Grenze der örtlich versammelten Gemeinde überschritten: Durch die liturgische Form und ihre Musik bildet sich eine neue Solidarität, durch die ein neues Volk werden soll, das sich Volk Gottes nennt, aber mit Gott sich selber und die in ihm verwirklichten geschichtlichen Energien meint.

Kehren wir noch einmal zur Analyse der Werte zurück, die in dem neuen liturgischen Bewußtsein bestimmend geworden sind. Da ist zum einen die Negativqualität des Begriffs Institution und die Betrachtung der Kirche ausschließlich unter diesem soziologischen Aspekt, noch dazu nicht unter dem Aspekt einer empirischen Soziologie, sondern aus einer Sicht, die wir den sogenannten Meistern des Verdachts verdanken. Man sieht, daß sie ihr Werk gründlich getan und eine Bewußtseinsprägung erreicht haben, die auch noch da wirksam ist, wo man um diese Herkunft nicht weiß. Der Verdacht aber hätte keine so zündende Kraft haben können, wenn er nicht von einer Verheißung begleitet wäre, deren Faszination fast unausweichlich ist: von der Idee der Freiheit als dem eigentlichen Anspruch der Menschenwürde. Insofern muß die Frage nach dem rechten Begriff der Freiheit den Kern der Auseinandersetzung darstellen. Damit ist der Streit um die Liturgie aus allen vordergründigen Gestaltungsfragen wieder auf seinen Kern zurückgeführt, denn in der Liturgie geht es in der Tat um die Gegenwart der Erlösung, um den Zugang zur wahren Freiheit. In diesem Offenlegen des Kerns liegt ohne Zweifel das Positive des neuen Disputs.

Zugleich ist sichtbar geworden, woran die katholische Christenheit heute eigentlich leidet. Wenn Kirche nur noch als Institution, als Träger von Macht und so als Gegenspieler der Freiheit, als Hindernis der Erlösung erscheint, dann lebt der Glaube im Selbstwiderspruch. Denn einerseits kann er der Kirche nicht entraten, andererseits steht er von Grund auf gegen sie. Darin liegt auch die wahrhaft tragische Paradoxie dieses Trends liturgischer Reform. Denn Liturgie ohne Kirche ist ein Selbstwiderspruch. Wo alle agieren, damit alle selber Subjekt werden, verschwindet mit dem gemeinsamen Subjekt Kirche auch der eigentlich Handelnde in der Liturgie. Denn es wird vergessen, daß sie opus Dei sein sollte, in dem er selbst zuerst handelt und wir eben dadurch, daß er handelt, Erlöste werden. Die Gruppe feiert sich selbst und gerade so feiert sie gar nichts. Denn sie ist kein Grund zum Feiern. Deswegen wird die allgemeine Aktivität zur Langweile. Es geschieht nämlich nichts, wenn der abwesend bleibt, auf den alle Welt wartet. Der Übergang zu konkreteren Zwecken, wie sie sich in der Missa Nicaraguensis spiegeln, ist so nur logisch.

Die Vertreter dieses Denkens müssen daher mit aller Entschiedenheit gefragt werden: Ist Kirche wirklich nur Institution, Kultbürokratie, Machtapparat? Ist geistliches Amt nur Monopolisierung sakraler Vorrechte? Wenn es nicht gelingt, diese Vorstellungen auch affektiv zu überwinden und die Kirche vom Herzen her wieder anders zu sehen, dann wird nicht Liturgie erneuert, sondern Tote begraben Tote und nennen es Reform. Es gibt dann natürlich auch keine Kirchenmusik mehr, weil ihr das Subjekt, die Kirche abhanden gekommen ist. Ja, man kann rechtens auch nicht mehr von Liturgie reden, die ja Kirche voraussetzt; was bleibt, sind Gruppenrituale, die sich mehr oder weniger geschickt musikalischer Ausdrucksmittel bedienen. Wenn Liturgie überleben oder gar erneuert werden soll, ist es elementar, daß Kirche neu entdeckt werde. Ich füge hinzu: Wenn die Entfremdung des Menschen überwunden werden, wenn er seine Identität wiederfinden soll, ist es unerlässlich, daß er die Kirche wiederfinde, die nicht menschenfeindliche Institution, sondern jenes neue Wir ist, in dem das Ich erst seinen Grund und seine Bleibe gewinnen kann.

Es wäre heilsam, in diesem Zusammenhang einmal mit aller Gründlichkeit das kleine Buch wieder zu lesen, mit dem Romano Guardini, der große Pionier der liturgischen Erneuerung, im letzten Konzilsjahr sein liturgisches Werk abgeschlossen hat. Er hat dies Buch, wie er selber betonte, in Sorge und in Liebe für die Kirche geschrieben, deren Menschlichkeit und deren Gefährdung er sehr genau kannte. Aber er hatte gelernt, in ihrer Menschlichkeit den Skandal der Menschwerdung zu entdecken; er hatte gelernt, in ihr die Gegenwart des Herrn zu sehen, der die Kirche zu seinem Leib gemacht hat.

Nur wenn das ist, gibt es eine Gleichzeitigkeit Jesu Christi mit uns. Und nur wenn es die gibt, gibt es wirkliche Liturgie, die nicht bloß Erinnern des

Ostergeheimnisses, sondern seine wahre Gegenwart ist. Und wiederum nur wenn dies der Fall ist, ist Liturgie Teilhabe am trinitarischen Dialog zwischen Vater, Sohn und Heiligem Geist; nur so ist sie nicht unser „Machen“, sondern opus Dei – Handeln Gottes an uns und mit uns. Deswegen hat Guardini mit Nachdruck betont, in der Liturgie komme es nicht darauf an, etwas zu tun, sondern zu sein. Die Idee, die allgemeine Tätigkeit sei der zentrale Wert der Liturgie, ist der radikalste Gegensatz zu Guardinis liturgischer Konzeption, der sich überhaupt denken läßt. In Wahrheit ist allgemeine Tätigkeit von allen nicht bloß nicht der Grundwert der Liturgie, sie ist als solche überhaupt kein Wert.

Ich versage es mir, diese Fragen weiter zu vertiefen; wir müssen uns darauf konzentrieren, Ansatzpunkt und Maßstab für das rechte Zueinander von Liturgie und Musik zu finden. Tatsächlich ist auch unter diesem Betracht die Feststellung von großer Tragweite, daß das eigentliche Subjekt der Liturgie die Kirche ist, und zwar die *communio sanctorum* aller Orte und aller Zeiten. Daraus folgt nicht nur, wie Guardini in seiner frühen Schrift „Liturgische Bildung“ eingehend gezeigt hat, die Entzogenheit der Liturgie gegenüber der Willkür der Gruppe und des einzelnen (auch der Kleriker und der Spezialisten), also das, was Guardini ihre Objektivität und ihre Positivität nannte. Daraus folgen vor allem auch die drei ontologischen Dimensionen, in denen sie lebt: der Kosmos, die Geschichte und das Mysterium. Die Verwiesenheit auf die Geschichte schließt Entwicklung ein, d.h. die Zugehörigkeit zu einem Lebendigen, das einen Beginn hat, der fortwirkt, gegenwärtig bleibt, aber nicht abgeschlossen ist, sondern nur lebt, indem er weiter entfaltet wird. Manches stirbt ab, manches wird vergessen und kehrt später auf neue Weise zurück, aber immer bedeutet Entwicklung Teilhabe an einem nach vorn hin offenen Beginn. Damit haben wir schon eine zweite Kategorie berührt, die durch die Beziehung auf den Kosmos noch ihre besondere Bedeutung gewinnt: So gefaßte Liturgie lebt in der Grundgestalt der Teilhabe. Keiner ist ihr erster und alleiniger Schöpfer, für jeden ist sie Teilnahme an einem Größeren, das ihn überschreitet, aber jeder ist eben so auch ein Handelnder, gerade weil er Empfangender ist. Die Beziehung auf das Geheimnis endlich bedeutet, daß der Anfang des liturgischen Geschehens niemals in uns selber liegt. Es ist Antwort auf eine Initiative von oben her, auf einen Anruf und einen Akt der Liebe, der Mysterium ist. Probleme sind da, um erklärt zu werden; das Mysterium aber erschließt sich nicht dem Erklären, sondern nur im Annehmen, im Ja, das wir ruhig auf der Spur der Bibel Gehorsam nenne dürfen, auch heute.

Damit sind wir an einem Punkt angelangt, der für den Ansatz des Künstlerischen von großer Bedeutung ist. Denn die Gruppenliturgie ist nicht kosmisch, sie lebt ja von der Autonomie der Gruppe. Sie hat keine Geschichte; für sie ist gerade die Emanzipation von der Geschichte und das Selbermachen charakteristisch, selbst wenn man dabei mit geschichtlichen Versatzstücken

arbeitet. Und sie kennt das Geheimnis nicht, weil in ihr alles erklärt wird und erklärt werden muß. Deswegen sind ihr auch Entwicklung und Teilhabe ebenso fremd wie der Gehorsam, dem sich ein Sinn erschließt, der größer ist als das Erklärbare.

An die Stelle alles dessen tritt nun die Kreativität, in der sich die Autonomie des Emanzipierten selbst zu bestätigen versucht. Solche Kreativität, die das Funktionieren von Autonomie und Emanzipation sein möchte, ist eben deshalb jeder Teilhabe strikt entgegengesetzt. Ihre Kennzeichen sind die Willkür als notwendige Form der Absage an jede vorgegebene Form oder Norm; die Unwiederholbarkeit, weil ja im Nachvollzug bereits Abhängigkeit läge; die Künstlichkeit, weil es sich ja um reine Erschaffung des Menschen handeln muß. So wird aber sichtbar, daß menschliche Kreativität, die nicht Empfangen und Teilhaben sein will, ihrem Wesen nach widersinnig und unwahr ist, weil der Mensch überhaupt nur durch Empfangen und Teilhabe er selber sein kann. Sie ist Flucht aus der *conditio humana* und darum Unwahrheit. Dies ist der Grund, weshalb dort Kulturzerfall einsetzt, wo mit dem Verlust des Glaubens an Gott auch eine vorgegebene Vernunft des Seins bestritten werden muß.

Fassen wir das bisher Gefundene zusammen, um dann die Konsequenzen für den Ansatz und die Grundgestalt der Kirchenmusik ziehen zu können. Es ist deutlich geworden, daß der Primat der Gruppe aus einem Verständnis von Kirche als Institution kommt, dem wiederum eine Freiheitsidee zugrundeliegt, die sich mit Idee und Realität des Institutionellen nicht zusammenfügen läßt und die die Dimension des Mysteriums in der Realität der Kirche nicht mehr wahrzunehmen vermag. Freiheit wird von den Leitideen Autonomie und Emanzipation her verstanden. Sie konkretisiert sich in der Idee der Kreativität, die auf diesem Hintergrund strikter Gegensatz zu jener Objektivität und Positivität wird, die zum Wesen kirchlicher Liturgie gehört. Die Gruppe muß sich selbst je neu erfinden, nur dann ist sie frei. Zugleich sahen wir, daß Liturgie, die diesen Namen verdient, dem radikal entgegengesetzt ist. Sie steht gegen geschichtslose Willkür, die keine Entwicklung kennt und darum ins Leere läuft; gegen eine Unwiederholbarkeit, die auch Ausschließlichkeit und Verlust der Kommunikation über alle Gruppierungen hinweg ist; sie steht nicht gegen das Technische, wohl aber gegen das Künstliche, in dem der Mensch sich seine Gegenwelt erschafft und Gottes Schöpfung aus den Augen und aus dem Herzen verliert. Die Entgegensetzungen sind deutlich; ansatzweise deutlich ist auch die innere Begründung des Gruppendenkens aus einer autonomistisch gefaßten Freiheitsidee heraus. Aber nun muß positiv gefragt werden nach dem anthropologischen Konzept, auf dem Liturgie im Sinn des Glaubens der Kirche beruht.

3. Das anthropologische Muster kirchlicher Liturgie

Zwei biblische Grundworte bieten sich als Schlüssel zur Beantwortung unserer Frage an. Paulus hat das Wort von der λογικὴ λατρεία geprägt (Röm 12,1), das sich nur schwer in unsere modernen Sprachen übertragen läßt, weil uns ein wirkliches Äquivalent zum Begriff des Logos fehlt. „Geistbestimmter Gottesdienst“ könnte man übersetzen und damit zugleich auf das Wort Jesu von der Anbetung in Geist und Wahrheit verweisen (Joh 4,23). Man könnte aber auch übersetzen „vom Wort geprägte Gottesverehrung“ und müßte dann freilich hinzunehmen, daß „Wort“ im Sinn der Bibel (und auch der Griechen) mehr ist als Sprache, als Rede, nämlich schöpferische Wirklichkeit. Es ist allerdings auch mehr als bloßer Gedanke und bloßer Geist: Es ist sich auslegender, sich mitteilender Geist. Daraus ist zu allen Zeiten die Wortbezogenheit, die Vernünftigkeit, die Verstehbarkeit und die Nüchternheit der christlichen Liturgie abgeleitet und der liturgischen Musik als Grundgesetz vorgegeben worden. Das wäre dann eine verengte und falsche Auslegung, wenn man darunter eine strenge Textbezogenheit aller liturgischen Musik verstehen und die Textverständlichkeit zu ihrer generellen Bedingung erklären wollte. Denn Wort im Sinn der Bibel ist mehr als „Text“, und Verstehen reicht weiter als die banale Verständlichkeit dessen, was jedem sofort einleuchtet und in die oberflächlichste Rationalität zu pressen ist. Richtig ist aber, daß die Musik, die der Anbetung „in Geist und Wahrheit“ dient, nicht rhythmische Ekstase, nicht sinnliche Suggestion oder Betäubung, nicht subjektive Gefühlsseligkeit (emotional bliss), nicht oberflächliche Unterhaltung sein kann, sondern einer Botschaft zugeordnet ist, einer umfassenden geistigen und im höchsten Sinn vernünftigen Aussage. Richtig ist also, anders gesagt, daß sie diesem „Wort“ im umfassenden Sinn von innen her entsprechen, ja, dienen muß.

Damit sind wir aber von selbst zu einem anderen, dem eigentlich grundlegenden biblischen Text zur Kultfrage geführt, in dem uns genauer gesagt wird, was es mit dem „Wort“ auf sich habe und wie es sich zu uns verhalte. Ich meine den Satz des Johannes-Prologs: „Das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns sein Zelt aufgeschlagen und wir haben seine Herrlichkeit gesehen“ (Joh 1,14). Bei dem „Wort“, auf das sich der christliche Gottesdienst bezieht, handelt es sich zunächst nicht um einen Text, sondern um lebendige Wirklichkeit: um einen Gott, der sich mitteilender Sinn ist und der sich teilt, indem er selbst Mensch wird. Diese Fleischwerdung ist nun das heilige Zelt, Bezugspunkt allen Kultes, der ein Hinschauen auf Gottes Herrlichkeit ist und ihm die Ehre gibt. Diese Aussagen des Johannes-Prologs sind aber noch nicht das Ganze. Man hat sie mißverstanden, wenn man sie nicht mit den Abschiedsreden zusammen liest, in denen Jesus den Seinen sagt: Ich gehe und ich komme zu euch. Indem ich gehe,

komme ich. Es ist gut, daß ich gehe, denn nur so könnt ihr den Geist empfangen (14,2f; 14,18f; 16,5ff. usw.). Die Fleischwerdung ist nur der erste Teil der Bewegung. Sie wird sinnvoll und endgültig erst in Kreuz und Auferstehung: Vom Kreuz her zieht der Herr alles an sich und trägt das Fleisch, d.h. den Menschen und die ganze geschaffene Welt in die Ewigkeit Gottes hinein.

Dieser Bewegungslinie ist die Liturgie zugeordnet und diese Bewegungslinie ist sozusagen der Grundtext, auf den alle liturgische Musik bezogen ist; an ihr muß sie von innen her Maß nehmen. Liturgische Musik ist eine Folge aus dem Anspruch und aus der Dynamik der Fleischwerdung des Wortes. Denn die bedeutet, daß das Wort auch unter uns nicht bloß Rede sein kann. Die zentrale Weise, wie die Fleischwerdung weiterwirkt, sind zunächst gewiß die sakramentalen Zeichen selbst. Aber sie werden ortlos, wenn sie nicht eingetaucht sind in eine Liturgie, die als Ganze dieser Ausdehnung des Wortes ins Leibliche und in den Bereich aller unserer Sinne hinein folgt. So kommt von hierher, im Gegensatz zum jüdischen und islamischen Kulotypus, das Recht der Bilder, ja, ihre Notwendigkeit. Und es kommt von hierher auch die Notwendigkeit, jene tieferen Bereiche des Verstehens und des Antwortens aufzurufen, die sich in der Musik erschließen. Das Musikwerden des Glaubens ist ein Teil des Vorgangs der Fleischwerdung des Wortes. Aber dieses Musikwerden ist gleichzeitig in ganz einzigartiger Weise auch jener inneren Wendung des Fleischwerdungs geschehens zugeordnet, die ich vorhin anzudeuten versuchte: Fleischwerdung des Wortes wird in Kreuz und Auferstehung Wortwerdung des Fleisches. Beides durchdringt sich. Die Fleischwerdung wird nicht zurückgenommen, sie wird erst endgültig in dem Augenblick, in dem sich die Bewegung sozusagen umkehrt: Das Fleisch wird selbst „logisiert“, aber eben diese Wortwerdung des Fleisches wirkt eine neue Einheit aller Wirklichkeit, auf die es Gott offenbar so sehr ankam, daß er sie sich das Kreuz des Sohnes kosten ließ. Musikwerdung des Wortes ist einerseits Versinnlichung, Fleischwerdung. An-sich-Ziehen vorrationaler und überraionaler Kräfte, An-sich-Ziehen des verborgenen Klangs der Schöpfung. Aufdecken des Liedes, das auf dem Grund der Dinge ruht. Aber so ist dieses Musikwerden nun auch selbst schon die Wende in der Bewegung: Es ist nicht nur Fleischwerdung des Wortes, sondern zugleich Geistwerdung des Fleisches. Holz und Blech werden Ton, Unbewußtes und Ungelöstes wird geordneter und sinnerfüllter Klang. Es spielt sich Verleiblichung ab, die Vergeistigung ist, und Vergeistigung, die Verleiblichung ist. Die christliche Verleiblichung ist immer zugleich Vergeistigung und die christliche Vergeistigung ist Verleiblichung in den Leib des menschengewordenen Logos hinein.

4. Die Konsequenzen für die liturgische Musik

a) Grundsätzliches

Sofern in der Musik sich dieser Ineinanderfall beider Bewegungen vollzieht, dient sie in höchstem Maß und in unersetzlicher Weise jenem inneren Exodus, der Liturgie immer sein und werden will. Das heißt aber nun: Die Angemessenheit liturgischer Musik bemißt sich nach ihrer inneren Entsprechung zu dieser anthropologischen und theologischen Grundform. Eine solche Aussage scheint zunächst von konkreter musikalischer Wirklichkeit sehr weit entfernt zu sein. Sie wird aber sofort konkret, wenn wir auf die gegensätzlichen Modelle kultischer Musik achten, auf die ich vorhin schon kurz hingewiesen hatte. Denken wir etwa zunächst an den dionysischen Religionstypus und seine Musik, mit der Platon sich von seiner religiösen und philosophischen Sicht her auseinandergesetzt hat. Musik ist in nicht wenigen Religionsformen dem Rausch, der Ekstase zugeordnet. Die Entschränkung des Menschseins, auf die sich der dem Menschen eigene Hunger nach dem Unendlichen richtet, soll durch heiligen Wahnsinn, durch die Raserei des Rhythmus und der Instrumente erreicht werden.

Solche Musik legt die Schranken der Individualität und der Personalität nieder; der Mensch befreit sich darin von der Last des Bewußtseins. Musik wird zur Ekstase, zur Befreiung vom Ich, zum Einswerden mit dem All. Die profanierte Wiederkehr dieses Typs erleben wir heute in der Rock- und Pop-Musik, deren Festivals ein Antikult gleicher Richtung sind – Lust der Zerstörung, Aufhebung der Schranken des Alltags und Illusion der Erlösung in der Befreiung vom Ich, in der wilden Ekstase des Lärms und der Masse. Es handelt sich um Erlösungspraktiken, deren Form der Erlösung dem Rauschgift verwandt und dem christlichen Erlösungsglauben von Grund auf entgegengesetzt ist. So ist es konsequent, daß sich in diesem Bereich heute immer mehr auch satanistische Kulte und satanistische Musiken ausbreiten, deren gefährliche Macht in der gewollten Zerrüttung und Auflösung der Person noch nicht ernst genommen wird. Der Streit, den Platon zwischen dionysischer und apollinischer Musik ausgetragen hat, ist nicht der unsrige, denn Apoll ist nicht Christus. Aber die Frage, die er gestellt hat, geht uns auf eine höchst bedeutende Weise an. Musik ist heute in einer Form, die wir vor einer Generation noch nicht ahnen konnten, zum entscheidenden Vehikel einer Gegenreligion geworden und so zum Schauplatz der Scheidung der Geister. Weil Rock-Musik Erlösung auf dem Weg der Befreiung von der Personalität und von ihrer Verantwortung sucht, ordnet sie sich einerseits sehr genau in die anarchischen Freiheitsideen ein, die heute im Westen unverhüllter dominieren als im Osten; sie ist aber gerade darum der christlichen Vorstellung von Erlösung und von Freiheit von Grund auf

entgegengesetzt, ihr eigentlicher Widerspruch. Nicht aus ästhetischen Gründen, nicht aus restaurativer Verbohrtheit, nicht aus historistischer Unbeweglichkeit, sondern vom Grund her muß daher Musik dieses Typs aus der Kirche ausgeschlossen werden.

Wir könnten unsere Frage weiter konkretisieren, wenn wir fortfahren würden, den anthropologischen Grund unterschiedlicher Musiktypen zu analysieren. Es gibt Agitationsmusik, die den Menschen für verschiedene kollektive Zwecksetzungen animiert. Es gibt sinnliche Musik, die den Menschen ins Erotische einführt oder auf andere Weise wesentlich auf sinnliche Lustgefühle ausgeht. Es gibt bloße Unterhaltungsmusik, die nichts aussagen, sondern eigentlich nur die Last der Stille aufbrechen will. Es gibt rationalistische Musik, in der die Töne nur rationalen Konstruktionen dienen, aber keine wirkliche Durchdringung von Geist und Sinnen erfolgt. Manche dünnen Katechismuslieder, manche in Kommissionen konstruierte moderne Gesänge müßte man wohl hier einreihen.

Die Musik, die dem Gottesdienst des Menschgewordenen und am Kreuz Erhöhten entspricht, lebt aus einer anderen, größeren und weiter gespannten Synthese von Geist, Intuition und sinnenhaftem Klang. Man kann sagen, daß die abendländische Musik vom Gregorianischen Choral über die Musik der Kathedralen und die große Polyphonie, über die Musik der Renaissance und des Barock bis hin zu Bruckner und darüber hinaus aus dem inneren Reichtum dieser Synthese kommt und sie in einer Fülle von Möglichkeiten entfaltet hat. Es gibt dieses Große nur hier, weil es allein aus dem anthropologischen Grund wachsen konnte, der Geistiges und Profanes in einer letzten menschlichen Einheit verband. Sie löst sich auf in dem Maß, in dem diese Anthropologie entschwindet. Die Größe dieser Musik ist für mich die unmittelbarste und evidenteste Verifikation des christlichen Menschenbildes und des christlichen Erlösungsglaubens, die uns die Geschichte anbietet. Wer wirklich von ihr getroffen wird, weiß irgendwie vom Innersten her, daß der Glaube wahr ist, auch wenn er noch viele Schritte braucht, um diese Einsicht mit Verstand und Wille nachzuvollziehen.

Das bedeutet, daß liturgische Musik der Kirche jener Integration des Menschseins zugeordnet sein muß, die im Fleischwerdungsglauben vor uns hintritt. Solcher Erlösung ist mühsamer als die des Rauschs. Aber diese Mühe ist die Anstrengung der Wahrheit selbst. Sie muß einerseits die Sinne in den Geist hinein integrieren; sie muß dem Impuls des *Sursum corda* entsprechen. Aber sie will nicht pure Vergeistigung, sondern Integration von Sinnlichkeit und Geist, so daß beides ineinander Person werde. Es erniedrigt den Geist nicht, wenn er die Sinne in sich aufnimmt, sondern es führt ihm erst den ganzen Reichtum der Schöpfung zu. Und es entwirklicht die Sinne nicht, wenn sie vom Geist durchdrungen werden, sondern so erst erhalten sie Anteil an seiner Unendlich-

keit. Jede sinnliche Lust ist eng umgrenzt und letztlich nicht steigerungsfähig, weil der Sinnenakt über ein bestimmtes Maß nicht hinausgehen kann. Wer von ihm Erlösung erwartet, wird enttäuscht, „frustriert“ – wie man heute sagen würde. Aber durch die Integration in den Geist erhalten die Sinne eine neue Tiefe und reichen in die Unendlichkeit des geistigen Abenteuers hinein. Nur dort kommen sie ganz zu sich selbst. Das aber setzt voraus, daß auch der Geist nicht verschlossen bleibt. Musik des Glaubens sucht im *Sursum corda* nach der Integration des Menschen, aber er findet diese Integration nicht in sich selbst, sondern erst in der Selbstüberschreitung in das fleischgewordene Wort hinein. Sakrale Musik, die in diesem Bewegungsgefüge steht, wird so Reinigung des Menschen, sein Aufstieg. Aber vergessen wir nicht: Diese Musik ist nicht Werk eines Augenblicks, sondern Teilhabe an einer Geschichte. Sie wird nicht von einem einzelnen verwirklicht, sondern nur im Miteinander. So drückt sich gerade in ihr auch das Eintreten in die Geschichte des Glaubens, das Miteinander aller Glieder des Leibes Christi aus. Sie läßt Freude zurück, eine höhere Art von Ekstase, die die Person nicht auslöscht, sondern eint und so befreit. Sie läßt uns ahnen, was Freiheit ist, die nicht zerstört, sondern versammelt und reinigt.

b) Anmerkungen zur gegenwärtigen Lage

Nun ist freilich die Frage für den Musiker: Wie macht man das? Im Grunde können große Werke der Kirchenmusik immer nur geschenkt werden, weil die aus dem Menschen allein nicht zu leistende Überschreitung des Eigenen im Spiel ist, während die Raserei der Sinne gemäß den bekannten Mechanismen der Berausung machbar ist. Das Machen endet, wo das eigentlich Große beginnt. Diese Grenze müssen wir zuallererst sehen und anerkennen. Insofern steht am Anfang großer sakraler Musik mit Notwendigkeit die Ehrfurcht, das Empfangen, die Demut, die in der Teilhabe am schon ergangenen Großen zu dienen bereit ist. Nur wer wenigstens vom Grund her aus dem inneren Gefüge dieses Menschenbildes lebt, kann auch die ihm zugehörige Musik schaffen.

Zwei weitere Wegtafeln hat die Kirche aufgestellt. Liturgische Musik muß in ihrem inneren Charakter dem Anspruch der großen liturgischen Texte – des Kyrie, Gloria, Credo, Sanctus, Agnus Dei – entsprechen. Das heißt nicht, daß sie nur Textmusik sein dürfte; ich sagte es schon. Aber sie findet in der inneren Richtung dieser Texte eine Wegweisung für ihre eigene Aussage. Die zweite Wegtafel ist der Hinweis auf den Gregorianischen Choral und auf Palestrina. Dieser Hinweis bedeutet wiederum nicht, daß alle Musik der Kirche Nachahmung dieser Musik sein müsse. In diesem Punkt gab es in der Tat in der kirchenmusikalischen Erneuerung des vorigen Jahrhunderts und auch in darauf fußenden päpstlichen Dokumenten manche Verengung. Richtig verstanden ist

damit einfach gesagt, daß hier Maßbilder gegeben sind, die Orientierung gewähren; was aber durch die schöpferische Anverwandlung solcher Orientierung entstehen kann, ist nicht im voraus festzulegen.

Es bleibt die Frage: Kann man, menschlich gesprochen, darauf hoffen, daß hier noch neue schöpferische Möglichkeiten offen stehen? Und wie soll das geschehen? Die erste Frage ist eigentlich leicht zu beantworten, denn wenn dieses Menschenbild unerschöpflich ist im Gegensatz zu jedem anderen, dann eröffnet es auch der künstlerischen Aussage immer neue Möglichkeiten, und zwar umso mehr, je lebendiger es den Geist einer Epoche bestimmt. Aber darin liegt nun die Schwierigkeit für die zweite Frage. In unserer Zeit ist der Glaube als öffentlich prägende Kraft weithin abgetreten. Wie soll er schöpferisch werden? Ist er nicht allenthalben in bloße Subkultur zurückgedrängt? Darauf wäre zu sagen, daß wir allem Anschein nach in Afrika, Asien und Lateinamerika vor einer neuen Blüte des Glaubens stehen, aus der auch neue Kulturgestalten hervordringen können. Aber auch in der westlichen Welt sollte uns das Wort von der Subkultur nicht schrecken. In der Kulturkrise, die wir durchleben, kann überhaupt nur aus Inseln geistiger Sammlung neue kulturelle Reinigung und Einigung hervorbrechen. Wo in lebendigen Gemeinschaften neue Aufbrüche des Glaubens geschehen, zeigt sich auch schon, wie sich dort christliche Kultur neu bildet, wie die gemeinschaftliche Erfahrung inspiriert und Wege eröffnet, die wir vorher nicht sehen konnten. Im übrigen hat F. Doppelbauer mit Recht darauf hingewiesen, daß eigentlich liturgische Musik häufig und nicht zufällig den Charakter des Spätwerkes an sich trägt, vorangegangene Reifungen voraussetzt. Dabei ist wichtig, daß es ja die Vorräume der Volksfrömmigkeit und ihre Musik wie die im weiteren Sinn geistliche Musik gibt, die immer in fruchtbarem Austausch mit der liturgischen Musik stehen soll: Sie werden einerseits von ihr her befruchtet und gereinigt, aber sie bereiten andererseits auch neue Weisen liturgischer Musik vor. Aus ihren freieren Formen kann dann reifen, was in die Gemeinsamkeit des allgemeinen Gottesdienstes der Kirche eintreten kann. Hier ist dann auch der Bereich, wo die Gruppe ihre Kreativität versuchen kann, in der Hoffnung, daß daraus wächst, was einmal dem Ganzen zugehören darf.

Schlußbemerkung: Liturgie, Musik und Kosmos

An den Schluß meiner Überlegungen möchte ich ein schönes Wort von Mahatma Gandhi stellen, das ich kürzlich in einem Kalender gefunden habe. Gandhi weist auf die drei Lebensräume des Kosmos hin und darauf, wie jeder dieser Lebensräume auch eine eigene Weise des Seins mitgibt. Im Meer leben die Fische, und sie schweigen. Die Tiere auf der Erde schreien; die Vögel aber, deren

Lebensraum der Himmel ist – sie singen. Dem Meer ist das Schweigen, der Erde das Schreien und dem Himmel das Singen zu eigen. Der Mensch aber hat Anteil an allen dreien: Er trägt die Tiefe des Meeres, die Last der Erde und die Höhe des Himmels in sich, und deswegen gehören ihm auch alle drei Eigenschaften zu: das Schweigen, das Schreien und das Singen. Heute – so möchte ich hinzufügen – sehen wir, wie dem transzendenzlosen Menschen nur das Geschrei übrigbleibt, weil er nur noch Erde sein will und auch den Himmel und die Tiefe des Meeres zu seiner Erde zu machen versucht. Die rechte Liturgie, die Liturgie der Gemeinschaft der Heiligen, gibt ihm seine Ganzheit zurück. Sie lehrt ihn wieder das Schweigen und das Singen, indem sie ihm die Tiefe des Meeres auftut und indem sie ihn fliegen lehrt, das Sein des Engels; im Aufheben des Herzens bringt sie in ihm das verschüttete Lied wieder zum Klingen. Ja, wir können nun sogar umgekehrt sagen: Rechte Liturgie erkennt man daran, daß sie uns vom allgemeinen Agieren befreit und uns wieder die Tiefe und die Höhe zurückgibt, die Stille und den Gesang. Rechte Liturgie erkennt man daran, daß sie kosmisch ist, nicht gruppenmäßig. Sie singt mit den Engeln. Sie schweigt mit der wartenden Tiefe des Alls. Und so erlöst sie die Erde.